

«Es genügt mir, von einem Idioten gehasst zu werden»

In Brasilien führte Jair Bolsonaro Wahlkampf gegen den Aufklärungs-Comic des Genfers Zep. Dessen Figur Titeuf ist unter Jugendlichen so bekannt wie Asterix, 25 Millionen Bände hat der Zeichner weltweit verkauft. Ein Gespräch über Politik, Satire und die unheile Welt der Kinder. *Von Jürg Altwegg*

Die Genfer Ausfallstrasse Avenue d'Aire führt in die unwirtlichsten Vororte und Industriezonen zwischen Rhone und Flughafen. Zwischen zwei hässlichen Blöcken einer langen Reihe von Mietskasernen beginnt auf einem genauso grossen Grundstück hinter einem Eisentor eine lange Allee. An ihrem Ende steht ein herrschaftliches Haus hoch über dem Fluss, den man über einen Rebberg erreicht. Gegenüber liegt der Parc Bois-de-la-Bâtie. Es ist ein stadtbekanntes Anwesen von historischer Bedeutung. Hier residiert Philippe Chappuis, Jahrgang 1967, einer der weltweit meistgelesenen Schweizer Autoren, vielleicht der bekannteste von allen. Auch die Gattin und die kleinen Kinder sind an diesem schulfreien Nachmittag zu Hause.

1998 schuf der Sohn eines Polizisten und einer Schneiderin seine Figur Titeuf. Die Comics erscheinen in rund dreissig Sprachen, die Gesamtauflage beträgt mittlerweile 25 Millionen. Das Interview findet im Dachgeschoss statt, wo der Zeichner sein Atelier eingerichtet hat. Gitarren, Lautsprecher, Verstärker stehen herum: Die Rockmusik ist seine zweite Leidenschaft. Sein Künstlername ist eine Hommage an Led Zeppelin: Zep. Zu reden gegeben hat zuletzt Zeps ominöses Comicalbum «Le guide du zizi sexuel» (deutsch: «Das grosse Piephahn-Lexikon»), gegen das Jair Bolsonaro seinen Kulturwahlkampf führte.

Jetzt mal ehrlich, Zep: Ist Titeuf heimlich schwul?

Nein, nein, ich glaube, er ist unheilbar heterosexuell und ständig in Mädchen verliebt, die ihm die kalte Schulter zeigen. Er verkörpert die für sein Alter typischen Probleme, interessiert sich für das andere Geschlecht, aber letztlich verbringt er seine Zeit lieber mit den *copains*. Er weiss auch gar nicht so genau, was er mit den Mädchen anstellen soll. Und bevor er die sexuelle Anziehung wirklich verspürt, hat er natürlich im Internet bereits Pornografie mit doch eher bizarren Darstellungen gesehen. Das alles ist für einen Buben ziemlich erschreckend, und ich wollte es in Worte fassen, ohne allzu sehr ins Detail zu gehen. Fragen Sie wegen Bolsonaro?

Ja. Brasiliens neuer Präsident hat Ihrem Titeuf-Album «Le guide du zizi sexuel» vorgeworfen, die Jugendlichen in die Homosexualität und Promiskuität zu führen.



«Versöhnliche schweizerische Kultur»: Zeichner Zep.

Ach, er ist nicht der Erste, der sich damit angelegt hat. In vielen Ländern hat es Kampagnen gegeben. Wer sich mit dem Thema Sexualität an Kinder richtet, löst gewaltige Ängste aus.

Wie haben Sie Bolsonaros Angriffe auf Ihren Bestseller erlebt?

Vor Jahren gab es Pläne, den Band als Teil einer Aufklärungskampagne «Schule ohne Homophobie» zu vertreiben. Die Initiative ging vom damaligen Erziehungsminister Fernando Haddad aus, der in der Stichwahl

gegen Bolsonaro verlor. Bolsonaro hatte das Projekt bekämpft und später wiederholt erklärt, dass dieser Kulturkampf die Startrampe für seine Kandidatur gewesen sei. Als ich das zum ersten Mal auf Youtube sah, war mir Bolsonaro kein Begriff. Aber er hatte siebzehn Millionen Follower.

Im Wahlkampf legte er wieder los.

In der meistgesehenen Nachrichtensendung das Landes hielt er das Buch in die Kamera und behauptete, dass es vom Erziehungsministerium gekauft und in den Schulen eingesetzt worden sei, was nicht stimmt. Lediglich das Kulturministerium hatte einige Exemplare für die öffentlichen Bibliotheken erworben. Die gesamte Auflage lag damals – Jahre nach der Veröffentlichung – bei 5000 Exemplaren. Dank Bolsonaro schnellte sie bis Oktober auf über 12 000 Exemplare. Der Band wurde neu aufgelegt.

Es gab einen enormen Wirbel.

Brasilianische Journalisten kamen zum Comic-Festival nach Angoulême. Ich erklärte ihnen, dass Bolsonaro ein Mensch sei, der Angst hat. Und dass sie selber vor ihm Angst haben sollten. Auch in Frankreich gab es mehrfach Versuche, das «Zizi»-Buch zu verbieten. Als es in der Pariser Cité des sciences Gegenstand einer Ausstellung war, wurde eine Petition lanciert: «Wollen Sie, dass Ihr Kind in eine Porno-Ausstellung geht?» Ich würde das auch nicht wollen. Aber ich kann nicht erkennen, was an meiner Arbeit pornografisch sein soll.

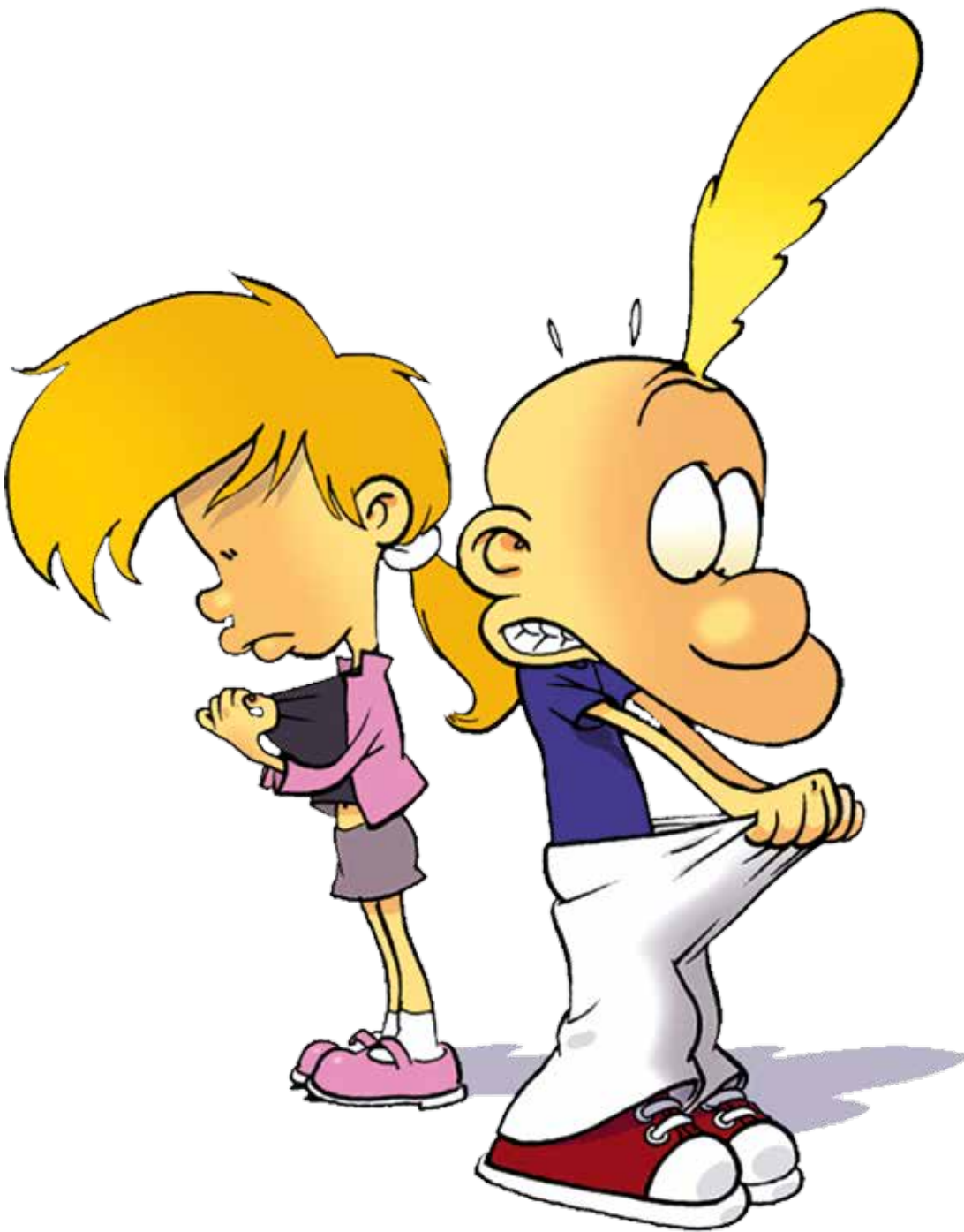
Haben Sie die Figur des Titeuf bewusst für Kinder konzipiert?

Ich hatte damals noch keine Kinder, Titeuf entstand gewissermassen für mich selbst: Ich schrieb, was ich gerne gehört hätte, als ich ein Kind war – auch über die Sexualität. Ich hätte mir gewünscht, dass man darüber reden kann. Und lachen. Comics für Jugendliche werden von Erwachsenen verfasst, die das Leben und die Welt der Kinder beschönigen und behüten wollen. Das wollte ich vermeiden. Ich dachte damals, dass «Titeuf» vor allem von Erwachsenen gelesen werden würde, von ehemaligen Kindern, die wieder in ihre Kindheit eintauchen wollen, die ich keineswegs als niedliches Paradies der Unschuld in Erinnerung habe. Sie war lang, ich langweilte mich oft, es gab wenig Freiheiten. Ich war ein schlechter Schüler. Das alles ist in Titeuf eingeflossen.

«Titeuf» wird vor allem von Jugendlichen verschlungen. Wie begann die Erfolgsgeschichte?

Literatur-Extra

- 48 **Comic-Zeichner Zep** Interview mit dem Schweizer Titeuf-Erfinder
- 50 **Hölle im Paradies** Neue Geschichten von Andrea Camilleri
- 51 **Schweizer Klassiker** Konrad Falke
- 52 **Takis Würger** Literaturkritik im Hysterie-Modus
- 53 **Knorrs Krimis** T. J. English und Stephan Talty
- 54 **Biografien** Else Lasker-Schüler
- 55 **Rolf Hochhuth** Schreiben als Lebensgefahr
- 56 **Geschichte** Weiblicher Blutrausch
- 57 **Sprache** Allotria



«Permanente Revolution»: Titeuf (r.) in Zeps «Guide du zizi sexuel».

Der erste Artikel erschien in der konservativen katholischen Zeitung *La Croix*, deren Kritiker mir eine Erneuerung des Genres bescheinigte. Schon vom zweiten Album an kamen die Kinder in Scharen zu den Signierstunden. 100, 150 Gofen, die die Geschichten auswendig kannten. Es war unvorstellbar. Ich bin noch immer sehr bedacht darauf, diesem Geist treu zu bleiben. Titeuf darf nicht für irgendwelche erzieherischen Programme instrumentalisiert werden.

Und auch nicht erwachsen werden?

Nein. Er steht an der Schwelle zur Adoleszenz und stellt sich manchmal vor, wie das Leben als Erwachsener sein wird. Man wird dann vernünftig. Er befindet sich in einer permanenten Revolution, das würde er verlieren. Aber er hat gemerkt, dass auch die Erwachsenen nicht alles so genau wissen.

Welche Autoren haben Sie geprägt? Der Genfer Rodolphe Töpffer, der Erfinder der Gattung?

Nein. Töpffer entdeckte ich erst, als ich 25 Jahre alt war. Wichtig waren für mich die verstorbenen Gotlib und Franquin. Sie haben es verstanden, den *esprit français* ad absurdum zu führen. Gotlib hat diesen Spott in die französische Literatur gebracht – er ist mit Georges Perec vergleichbar. Das hätte völlig misslingen können, aber in den sechziger Jahren war es möglich – heute ginge das wohl kaum mehr.

Es war die Zeit der Revolte. Sie haben keine politische Botschaft?

Nur die: Auch Komiker müssen lernen, über sich

selber zu lachen. Die Künstler und Sänger sind viel zu ernsthaft und vor allem politisch korrekt geworden. Ich bin Fan von Bob Dylan – das war doch etwas anderes! Mir geht es nicht um Revolte, das entspricht einfach nicht meinem Temperament. Da bin ich viel zu sehr Schweizer und mehr auf Konsens als auf Provokation bedacht. Der Geist von *Charlie Hebdo* gefällt mir nicht.

Aber nach dem Attentat erklärten auch Sie: «Je suis Charlie»?

Selbstverständlich. Es waren meine *copains*, die von Terroristen ermordet wurden. Kollegen, die bewundernswürdige Zeichner waren und mir menschlich nahestanden. Aber ich wäre nie in der Lage gewesen, für sie zu arbeiten. Manchmal tut es mir als Schweizer allerdings sehr gut, die Zeitschrift zu lesen. Weil sie von einer Börsartigkeit ist, zu der wir nicht fähig sind. Wir müs-

«In Frankreich haben die Leute den Eindruck, dass sie rein gar nichts zu sagen haben.»

sen nicht ständig auf die Politiker zielen, wir wählen sie ab. Wir brauchen dieses Ventil nicht. In Frankreich haben die Leute den Eindruck, dass sie rein gar nichts zu sagen haben. Sie leben geistig noch immer in der Monarchie. Man darf den König verhöhnen, über den kleinen Sarkozy haben sich die Komiker mit grenzenloser Geschmacklosigkeit ausgelassen. Abgesehen von der Narrenfreiheit gibt es aber viele Tabus. Minderheiten sollte man besser nicht verspotten. In der Schweiz ist es umgekehrt. Dürrenmatt hat einmal gesagt: Wer bei uns die Revolution einführen will, muss das Volk stürzen. Wir haben keinen König, dafür kann man machen, was man will. Es gibt tolle Karikaturen von «Mix et Remix», die sehr weit gehen. Aber niemand macht sich über das Aussehen der Bundesräte lustig, wirklich böse Witze über sie kommen bei den Bürgern überhaupt nicht gut an. Wenn einer auf Blocher pinkelt, halten sie das nicht für besonders witzig. In diesem Kontext bin ich als politischer Zeichner tätig und habe die Erfahrung gemacht: Unsere Kultur ist nicht exportierbar.

Sie haben für andere französische Satiremagazine gearbeitet.

Es war immer sehr kompliziert. 2002 kam Jean-Marie Le Pen in die Stichwahl gegen Jacques Chirac. Das ganze Land wurde gegen Le Pen mobilisiert, auch die Karikaturisten hat man in Kampagnen eingespannt. *Libération* mach-



Bolsonaro mit Zep-Comic, 2018.

te eine Sonderausgabe gegen Le Pen, der versucht hatte, Gotlib zu instrumentalisieren. Le Pen bezog sich auf Gotlibs Figur Superdupont, eine Art «Superbünzli» oder «Über-Meier», der gegen das «Anti-Frankreich» kämpfte und alles Fremde ausradieren wollte. Heute kann man das gar nicht mehr verstehen, denn wenn man es wörtlich und zum Nennwert nimmt, tönt es grauenhaft. Aber damals war es möglich, einfallenden Chinesen, Algeriern oder Kommunisten die Fresse einzuschlagen. Le Pen hatte sich als Super-Superdupont aufgespielt und wollte als Präsident das «Anti-Frankreich» bekämpfen. *Libération* war krampfhaft um den Nachweis bemüht, dass Gotlibs Held kein Faschist sei. Ich fand das Vorgehen plump und primitiv. Das Resultat waren lauter Superduponts, die ohne Witz und Ironie Le Pen ohrfeigten oder mit den Füßen traten. Alle wussten, dass er nie und nimmer Präsident werden würde. Ich zeichnete Superdupont beim Lesen von *Libération* mit der Legende: «20 Prozent wählten Le Pen» – sein Stimmenanteil im ersten Wahlkampf. Das durfte man schon nicht mehr sagen. Zwar druckten sie meinen Beitrag, aber er kam auch bei den Lesern schlecht an. Wir Autoren müssen uns immer bewusst sein, dass unser Tun von sehr relativer Bedeutung ist und den Lauf der Welt nicht ändern kann. In Frankreich nehmen sich auch die Komiker viel zu ernst.

Sie zählen sich zu den Humoristen?

Durchaus.

Wie leben Sie mit dem Bewusstsein, Bolsonaro zur Präsidentschaft verholfen zu haben?

Das ist zu viel der Ehre. Es genügt mir, von einem Idioten gehasst zu werden. Er ist eine grauenhafte Figur. Was er im Wahlkampf über die Homosexuellen, die Frauen, die Schwarzen gesagt hat – grässlich. Er ist ein Rassist. Er verkörpert so ziemlich alle möglichen Vorurteile. Als ich ihn in der «Tagesschau» sah, sagte ich mir: Der Mann ist verrückt. Meinen «Guide du zizi sexuel» hat er wie angekündigt bereits aus den Bibliotheken entfernt.

Sie haben keine Angst, nach Bolsonaros Sieg Zielscheibe eines fanatischen Evangelisten zu werden?

Nein. Aber ich werde wohl kaum an die Buchmesse von Rio de Janeiro eingeladen. Zur Zeit der *Charlie Hebdo*-Attentate arbeitete ich für *Le Monde*. Ich kommentierte die Aktualität, doch meine Beiträge waren immer von meiner versöhnlichen schweizerischen Kultur geprägt: Wir müssen miteinander leben und auskommen, wir haben keine andere Wahl. Wir können die Muslime nicht auf den Mond schießen.



Streifzug durch die Jugend: Autor Camilleri.

Rückblicke

Hölle im Paradies

Leichtfüssig, amüsant, lehrreich: Andrea Camilleri taucht mit seinem neuen Geschichtenband «Gewisse Momente» in die Vergangenheit ein. Von Pia Reinacher

Man kommt nicht darum herum, ihn umstandslos zu bewundern: seine Zähigkeit, seinen Witz, seine Unverdrossenheit, seine Schlagfertigkeit. Andrea Camilleri, ebenso gebildeter wie geistreicher italienischer Autor, lässt sich nicht unterkriegen. Inzwischen ist der beinahe 94-jährige, in der sizilianischen Küstenstadt Porto Empedocle geborene Theaterregisseur, Drehbuchautor, TV-Produzent und Krimiautor blind geworden. Das hält ihn keineswegs von gutgelaunten Auftritten ab. Nur die Anmut der Frauen, die er nicht mehr sehe, vermisse er. Und schreibt weiter. Seine jahrzehntelange Routine als Regisseur bei der Rai erlaube ihm, sich die Story im Kopf wie eine Bühnenanordnung präzise zu imaginieren. Wenn er jetzt Romane schreibe, stelle er sich die Szenarien, das Aussehen der Figuren, ihre Charaktere vor und schiebe die Figuren herum – dann forme sich vor seinem inneren Auge die Romanhandlung, die er seiner langjährigen Mitarbeiterin diktieren.

Letzte Woche erschien auf Deutsch ein weiterer seiner Montalbano-Krimis, mit denen er inzwischen Kultstatus erreichte: «Das Nest der Schlangen». Bei der Vernissage zum Erinnerungsparcours «Esercizi di memoria» (2017) hing das Publikum dem italienischen Kultautor im Mailänder Teatro Franco Parenti (nachzusehen auf Youtube) förmlich an den Lippen – so vergnüglich und gekonnt auf die zischende Pointe zugespitzt rapportierte er

Ereignisse aus seinem Leben, etwa die Verleihung eines Literaturpreises, den ihm die Fischer einer einsamen Insel im französischen Atlantik zugesprochen hatten, anlässlich ihrer literarischen Versammlung auf einem Fischerboot, und zwar, ohne lange zu fackeln, mit folgender einmaliger Begründung: «Bon livre!»

Unter dem schattigen Baum

Seine eben auf Deutsch erschienene Geschichtensammlung «Gewisse Momente» verrät nebenbei, warum das Erzählen einem anarchischen, schon fast atavistischen Urbedürfnis entspricht. Warum die Menschen auch heute noch süchtig Geschichten lauschen, durch welches Medium sie auch immer transportiert werden. Die Eltern und Grosseltern Andrea Camilleris besaßen auf Sizilien Ländereien, und der Zehnjährige begleitete jeweils den Pächter Minicu, dessen Familie und die Tagelöhner zur Mandelernte. Mittags liessen sich alle unter einem schattigen Baum nieder, man verteilte Schüsseln mit Trockenbohnen, gebratener Auberginen, Tomaten, Paprika und marinierten Heringe, die ein Landarbeiter mit einem Esel brachte. In diesem Moment baten die Frauen Minicu jeweils im Chor: «Erzähl uns eine Geschichte!» Es waren *cunti*, wahre Begebenheiten aus alter Zeit, und der fantasiebegabte Pächter gab jeden Tag ein anderes Abenteuer zum Besten, ausschweifend, seine Zuhörer verzaubernd.

Die Magie des Erzählens springt auch auf den Leser über. «Gewisse Momente» ist ein leichtfüssiger Streifzug durch die Jugend auf Sizilien, durch das Künstlerleben in Rom: die Initiation ins Schreiben, die Begegnung mit ebenso gefeierten wie verschrobenen Figuren aus der Literatur- und Theaterszene – Tabucchi, Pasolini, Arthur Adamov, Stefano D'Arrigo, Gadda –, vor allem auch das Heranwachsen im von den Nazis besetzten und von den italienischen Faschisten beherrschten Porto Empedocle. Camilleri hatte von 1939 bis 1943 das Liceo classico in Agrigent besucht und dort das Notabitur abgelegt. Eine entbehrungsreiche Zeit. Während den letzten zwei Jahren vor der Invasion der Alliierten am 10. Juli 1943 in Sizilien war quasi nichts mehr zum Essen da, Camilleri ernährte sich häufig nur von ein paar Saubohnen, die er in der Hosentasche versteckt hatte.

Görings Lager gleich neben der Villa

Die Amerikaner bombardierten Tag und Nacht, die Einwohner hatten sich mit all ihrer Habe in Luftschutzräume im Inneren von Hügeln aus Mergelgestein zurückgezogen, unterirdische Festungen. Die Kulissen dieser sizilianischen Kriegszeit zieht Camilleri eindrücklich auf, etwa in der Geschichte «Maria Cosenza», und in «Die kleine Sardelle». Seine ganze Familie hatte sich Anfang Mai 1943 zu Verwandten nach Serradifalco zurückgezogen, einen Ort im Inneren Siziliens, in dem sie sich sicherer glaubte. Anfangs war das Leben in der riesigen Villa der verwitweten Tante paradiesisch, denn Camilleri las sich durch die Bibliothek des verstorbenen Onkels. Bis sich auch Serradifalco in eine Hölle verwandelte, denn die Division Hermann Göring hatte gleich neben der Villa ihr Lager aufgeschlagen mit ihren Kanonen.

Jetzt demonstriert Camilleri seine erzählerischen und psychologischen Fähigkeiten, die schon in den Montalbano-Krimis auffallen. Er beschreibt den Moment, in dem friedliche Menschen umkippen und einen barbarischen Mordplan entwerfen, um einen deutschen Offizier zu töten und in ein Weinfass einzumauern, der jeden Tag um fünf in ihren Keller steigt, Wein verlangt und dann betrunken die «kleine Sardelle» bedroht. Was Camilleri mit dieser Geschichten-sammlung vorlegt, ist eine faszinierende, aber auch beängstigende Mischung aus Entwicklungsgeschichte, Sozialgeschichte Siziliens, Kriegsgeschichte der Heimat und handelt vom unbändigen Willen des Jugendlichen, dieser Hölle, die auch paradiesisch war, zu entkommen.



Andrea Camilleri: Gewisse Momente. Aus dem Italienischen von Annette Kopetzki. Kindler. 176 S., Fr. 33.90

Schweizer Klassiker

Der Mutigste von allen

Konrad Falke (1880–1942) musste nie vom Schreiben leben. Er kämpfte an der Seite von Thomas Mann gegen die Nazibarbarei und die «Hakenkreuzigung» der Kunst. Von Christoph Mörgeli

Sollte die Gleichsprachigkeit für Grossdeutschland einen Vorwand zu Gebietsansprüchen bieten, «wollen wir lieber auf die Sprache verzichten als auf das Recht, unseren Geist auszudrücken». So eindringlich sprach 1938 der Schriftsteller Konrad Falke im Stadttheater Basel zum Publikum.

Eher werde der Deutschschweizer nur noch Französisch sprechen und sich zum romanischen Landesteil bekennen, als sich den Nazis zu unterwerfen: «Bis dahin aber wollen wir stolz sein, dass wenigstens bei uns noch die Sprache Goethes und nicht die Sprache Hitlers Heimatrecht hat.»

Kein Schweizer Schriftsteller hat sich in so gefährvoller Zeit so mutig und pointiert geäussert. In Wort und Schrift, in unzähligen Artikeln und Vorträgen, kündete Konrad Falke klarsichtig von der tödlichen Gefahr, die vom braunen Totalitarismus gegen Demokratie, Menschlichkeit und Kultur ausging. Darum wünschten ihm die hiesigen Frontisten



Freie Sexualität: Autor Falke.

Gewissermassen ein halbes Jahrhundert zu früh tritt Falke als Achtundsechziger auf.

auch den Galgen an den Hals und hätten ihn am liebsten in ein Konzentrationslager gesteckt.

Besondere Bedeutung erlangte der Mahner und Warner Falke, indem er 1937 bis 1940 mit Thomas Mann die Exilzeitschrift «Mass und Wert» herausgab. Von grossbürgerlich-liberaler Gesinnung auch als kämpferischer Zeitungsschreiber, prägte der parteilose Falke nicht zuletzt die Haltung der *Neuen Zürcher Zeitung* mit.

Seine geistige Unabhängigkeit schöpfte Konrad Falke – als Karl Frey in Aarau geboren – nicht zuletzt aus dem Umstand, dass er keinem Brotberuf nachgehen musste. Der ihm verhasste Vater hatte als Verwaltungsratspräsident der Schweizerischen Kreditanstalt für das stattliche Erbe des Sprösslings gesorgt.

Während manche seiner Dramen, Essays und Romane nur mehr schwer verdaulich sind, mutet das Werk «Machtwille und Menschenwür-

de» von 1927 erstaunlich modern an. Gewissermassen ein halbes Jahrhundert zu früh tritt Falke als Achtundsechziger auf. Der stattliche Essay in Form eines fingierten Briefwechsels zwischen der Villa Morgensonne in Feldbach und dem Chalet Luegisland in Davos kritisiert

heftig die diskriminierte Stellung der Frau, den männlichen Herrschaftsanspruch, überhaupt die verlogenen moralischen Zwänge der bürgerlichen Gesellschaft. Ein verfehltes Männlichkeitsideal bildet die Quelle einer falschen, autoritären Staatsauffassung und verursacht die Kriege. Der intolerante, lieblose Moralismus verbietet jungen Menschen die körperliche Liebe, weil sie nicht nach gesetzlicher Ordnung verheiratet sind. Und warum? Weil ihr

Einkommen noch keine Begründung eines sicheren Hausstandes erlaubt. Die Folgen sind, dass die junge Frau seelisch und körperlich verkümmert, während sich der Mann bei Prostituierten Ersatz sucht.

All dies verhindert eine freie Beziehung zwischen den Geschlechtern als Quelle gegenseitiger Freude und Kreativität. Den hitzigen, stürmisch vorgetragenen Argumenten des Briefschreibers setzt seine unbekannte Adressatin etwas kühlere, rationale Argumente entgegen, was allerdings nur neuen Einspruch provoziert. Der Ehe als gesellschaftlichem Gefängnis mit dem Ziel der Kinderzucht setzt Konrad Falke die freie Sexualität ohne Fortpflanzungszweck entgegen, die keinen der Partner degradiert, aber auch nicht in zügellose Befriedigung der Leidenschaften abgleitet. Einzig diese Ethik der beidseitigen Freiheit könnte eine glücklichere, friedlichere Gemeinschaft begründen.



Konrad Falke: Machtwille und Menschenwürde. TP Verone Publishing, 2015. 564 S., Fr. 148.–



Darf man das? Bestseller-Autor Würger.

Debatte

Literaturkritik im Hysterie-Modus

Takis Würger schrieb einen berührenden Roman über Berlin im Krieg. Nun tönt es in den Feuilletons, als sei «Mein Kampf» neu aufgelegt worden. Das Buch sei ein «Vergehen», ein «Machwerk übelster Sorte». Was ist passiert? *Von Rico Bandle*

Der Applaus war lang und freundlich, als Takis Würger vergangene Woche seine Lesung in Ravensburg beendete. Der Autor mit den sanften Gesichtszügen, der Wuschelfrisur und der lieblichen Stimme hatte das Publikum im ausverkauften Saal sichtlich betört. Hätte der Moderator den Schriftsteller nicht darauf angesprochen, nichts hätte darauf hingedeutet, dass es hier um einen Roman ging, der in den deutschsprachigen Zeitungen einen Sturm der Entrüstung ausgelöst hatte, wie es ihn noch selten gegeben hat.

Grösstmögliche Empörung

Las man die Rezensionen, so hätte man auf den Gedanken kommen können, «Stella», so heisst der Roman, gehöre verboten. Und zwar sofort. Das Buch sei «ein Vergehen», schimpfte etwa die *Süddeutsche Zeitung* und erhob es zum «Symbol einer Branche, die jeden ethischen oder ästhetischen Massstab verloren zu haben scheint». Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* ätzte,

es handle sich um «Schund, der nicht mal als Parodie durchginge», die *Zeit* schrieb, der Roman wolle nichts «ausser krass und massenkompatibel geil sein». Auch die *NZZ* machte bei dem bizarren Wettlauf um die grösstmögliche Empörung mit. Der Roman sei «Kitsch, wie er sonst in Heftchenromanen steht, diesmal allerdings in einer neuen Eskalationsstufe». Das Schwesterblatt, die *NZZ am Sonntag*, setzte noch einen drauf: «Dieser Roman ist ein Machwerk übelster Sorte. [...] Ein schlechteres, dümmeres und verwerflicheres Buch ist im renommierten Hanser-Verlag noch nie erschienen.»

Darf man ein solches Buch überhaupt in die Hand nehmen? Oder macht man sich damit schuldig? Wessen schuldig überhaupt?

Der Roman handelt von Friedrich, einem naiven jungen Schweizer, der 1942 nach Berlin reist, den Krieg vom Nobelhotel aus verfolgt und sich in eine hübsche Sängerin verliebt. Was Friedrich nicht weiss: Diese Sängerin ist Jüdin und Nazi-Kollaborateurin – sie verrät

versteckte Juden an die Gestapo, um ihre Eltern freizukriegen; die meisten von ihnen landen im KZ.

Junger Mann steigt unwissentlich ins Bett mit dem Teufel, diese Geschichte kommt einem bekannt vor: Schon Bernhard Schlinks Weltbestseller «Der Vorleser» bedient sich dieser Ausgangslage, die Verfilmung wurde mit dem Oscar ausgezeichnet. Die Konstellation ist zweifelsohne reizvoll: Eine Person, die man liebt oder geliebt hat, erweist sich als Monster. Das Buch spielt mit den Gegensätzen: Kriegsgräuel und Glamour, Schönheit und Terror. Hinzu kommt das moralische Dilemma, das jeder Leser nachvollziehen kann: Ist es legitim, andere zu verraten, um

Ist es legitim, andere zu verraten, um das eigene Leben und jenes der Eltern zu retten?

tion ist zweifelsohne reizvoll: Eine Person, die man liebt oder geliebt hat, erweist sich als Monster. Das Buch spielt mit den Gegensätzen: Kriegsgräuel und Glamour, Schönheit und Terror. Hinzu kommt das moralische Dilemma, das jeder Leser nachvollziehen kann: Ist es legitim, andere zu verraten, um

das eigene Leben und jenes der Eltern zu retten?

Takis Würgers Roman ist mit klarer Sprache, in einfachen Sätzen geschrieben – man kann ihn in einem Zug durchlesen. Es ist eine berührende Geschichte, in der die Dekadenz und die Grausamkeit der Nazis unverhohlen zum Ausdruck kommen. Wozu Menschen in einem entsprechenden Umfeld in der Lage sind, ist erschreckend – und eine Warnung an uns alle. Dass dies alles aus dem Blickwinkel des unbescholtenen und naiven Schweizers erzählt wird, ist ein geschickter Kunstgriff: Friedrich – und mit ihm der Leser – braucht ziemlich lange, um zu begreifen, was hier wirklich los ist.

Die Böse ist eine Jüdin

Was soll an dem Buch nun so übel sein? So entzündet sich die Kritiker auch geben, den genauen Vorwurf herauszulesen, ist gar nicht so einfach. Den Roman als Kitsch zu bezeichnen oder als schlecht geschrieben, ist nicht ganz falsch. Tatsächlich hat Würger den Hang zu schwülstigen Sätzen, die als Kalenderweisheiten durchgingen. «In diesem Land sind nur noch die schönen Geschichten Gerüchte. Die hässlichen sind alle wahr.» Oder: «Das Leben formt uns zu Lügner.» Doch dies macht aus dem Roman noch lange kein «übles Machwerk», schliesslich gibt es viele schlechtgeschriebene Bücher. Der Hauptvorwurf ist derselbe, wie er bei vielen Holocaust-Büchern und -Filmen vorgebracht wird: Hier instrumentalisieren jemand den Holocaust, um mit einem schlechten Buch Profit daraus zu schlagen. Bei «Stella» aber wird er mit aussergewöhnlicher Vehemenz vorgebracht. «Den Vorwurf der Instrumentalisierung kann man auch gar nicht entkräften», sagte Takis Würger an der Lesung.

Dass es sich bei der jüdischen Denunziantin Stella Goldschlag um eine historisch verbürgte Figur handelt, kommt bei den Kritikern ebenso schlecht an wie die Tatsache, dass der Autor echte Auszüge aus dem späteren Militärprozess gegen sie in die mehrheitlich fiktive Geschichte eingeflochten hat. Dabei handle es sich um einen Missbrauch der Opfer. Auch diese Kritik wirkt konstruiert: Hätten diese Einschübe gefehlt, wäre dem Autor wohl Verharmlosung vorgeworfen worden, weil er nicht genügend auf das Schicksal der von Goldschlag verratenen Leute aufmerksam gemacht hätte.

Was ist also das Problem? Bei dem Buch kommen gleich mehrere Dinge zusammen, die die Feuilleton-Empörung befeuerten. Das profanste: Takis Würger ist hauptberuflich Journalist beim *Spiegel*, also ein Kollege der Literaturkritiker, von denen viele wohl selber gerne Schriftsteller wären. Dass in einigen Berichten über einen hohen Vorschuss spekuliert wird, den Würger erhalten haben soll (angeblich 150 000 Euro), dass man Anstoss daran nimmt, dass der Verlag den Roman als «Spit-

zentitel» bewirbt, deutet darauf hin: In der Kritik steckt viel Neid.

Dann das Thema Holocaust. Deutsche Intellektuelle neigen dazu, jeden Holocaust-Diskurs zu problematisieren. Wer sagt, andere gingen nicht korrekt mit diesem hochsensiblen Thema um, meint damit eigentlich: Ich schon. Dass man mit leichter Sprache unterhaltsam über den Nationalsozialismus schreibt, geht gar nicht, das musste auch schon mehrfach der Schweizer Autor Charles Lewinsky erfahren: Seine Bücher, in der Schweiz gelobt und hocherfolgreich, wurden in Deutschland mehrheitlich verrissen.

Bei Takis Würger kommt ein Element hinzu, das erstaunlicherweise kein Kritiker angesprochen hat: Das Monster in dem Buch ist eine Frau und erst noch eine Jüdin. Im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus ist für Juden jedoch eine andere Rolle vorgesehen: jene des Opfers – und zwar ausschliesslich. Während das Leben im Normalfall ambivalent ist, die Grenze zwischen Gut und Böse selten scharf gezogen werden kann, so ist dies beim Nationalsozialismus anders: Bei diesem Thema gibt es nur Schwarz und Weiss, kein Dazwischen. Diese stille Übereinkunft – die in der politischen Diskussion zweifellos berechtigt ist – wird in diesem Roman arg geritzt.

Dass kein Kritiker diesen Aspekt auch nur andeutete, liegt wohl daran, dass es Stella Goldschlag tatsächlich gegeben hat. Man kann einem Romanautor schlecht vorwerfen, sich an der Realität orientiert zu haben. Also wirft man ihm sonst alles Mögliche vor, von Kitsch über schlechte Schreibe und Bedienung von Klischees bis zur Ausbeutung der Historie zwecks Erfolgssucht.

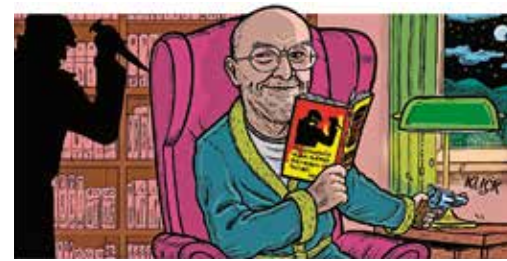
Bezug zum Leser verloren

Takis Würger äusserte sich an der Lesung nur zurückhaltend zu den Vorwürfen, ohne jeden Groll. Als der Sturm losging, habe er Angst gehabt vor wütenden Reaktionen, sagte er. Am Ende des Buchs ist seine private E-Mail-Adresse aufgeführt mit dem Aufruf, sich bei ihm zu melden: «Was denken Sie über dieses Buch? Ich beantworte jede Nachricht.» Nichts geschah. Er erhielt zwar Hunderte von Nachrichten, aber fast ausschliesslich positive. Auch an der Lesung erntete er nur wohlwollende Reaktionen. Was zeigt: Weit bedenklicher als das Buch ist das hysterische Rudelverhalten der Feuilletons – ein Paralleluniversum, das jeden Bezug zum Leser verloren zu haben scheint.



Takis Würger: Stella.
Hanser. 224 S., Fr. 29.90

Knorr's Krimis



Vergessene Mobster



Zur Abwechslung zwei Sachbücher. Die Mafia wird mit Italien assoziiert, aber kaum mit Kuba. Sie entstand, kurios, durch die Kubakrise, mit der Schweinebucht-Aktion, an der kubanische Patrioten wirkten. Als die jämmerlich scheiterte und die Kämpfer von der US-Regierung im Stich gelassen wurden, stürzten sie sich in Florida auf die traditionelle kubanische Lotto-Variante Bolita. Sie krepelten das Bolita-Geschäft um und verwandelten es in ein aggressives illegales Business. Die Führung übernahm der «Kriegsheld» José Miguel Battle, Ex-Cop unter Fulgencio Batista. Battle begrüßte zunächst Castros Revolution; als sie auf eine kommunistische Diktatur ohne freie Wahlen hinauslief, gehörte er zu den Enttäuschten, floh in die USA und schloss sich den Exilanten an, die ihr Land zurückerobern wollten. Battle versuchte es mit kriminellen Mitteln. T. J. English, ein Experte für organisiertes Verbrechen, zeichnet den aberwitzigen Aufstieg von Battle nach, dessen Herrschaft immer brutaler wurde.

T. J. English: The Corporation. Aufstieg und Fall der kubanischen Mafia. Heyne. 704 S., Fr. 39.90

Vergessener Rassismus



Auch das ist wenig bekannt: Rassismus in den USA traf nicht nur Schwarze. Zeitweise wurden die Italiener (ganz besonders Sizilianer) heftiger abgelehnt. Es gab – um 1900 herum – übelste Pogrome und Lynchmobs, die heute kaum noch bekannt sind. Der *New York Times*-Reporter Stephan Talty hat sich dieser weitgehend vergessenen Geschichte angenommen. Er erzählt den Aufstieg von Joseph Petrosino nach, dem ersten italienischstämmigen Detektiv, der mit einer kleinen Gruppe die Black Hand, eine Vorläuferorganisation der Mafia in New York, zu zerschlagen versuchte. Die Stadt versank im Verbrechen, aber weil die Black Hand aus Italienern bestand und ihre Opfer ebenfalls Italiener waren, unternahm die irisch dominierte städtische Führung nichts. Petrosino war ihr Alibi und wurde fast ein Don Quijote, liess aber nicht locker. Der hochinformative Report wird mit Leonardo DiCaprio verfilmt.

Stephan Talty: Black Hand. Jagd auf die erste Mafia New Yorks. Suhrkamp. 318 S., Fr. 24.90

Unerwünschte Jüdin

Die Schweiz hatte für sie etwas von einem Paradies – das Land wollte sie aber nicht. Ein Buch geht der widersprüchlichen Beziehung von Dichterin Else Lasker-Schüler zu ihrer Wahlheimat Zürich nach. Von Gerd Leo Kuck

Geboren wurde Else Schüler im Februar 1869 in Elberfeld als jüngstes von sechs Kindern des wohlhabenden jüdischen Privatbankiers Aaron Schüler. Elberfeld war das Finanzzentrum des Deutschen Reichs. Else galt als Wunderkind, konnte mit vier Jahren lesen und schreiben.

1894 heiratet sie den Arzt Berthold Lasker. Sie zieht nach Berlin und entdeckt die Welt der Boheme, Kaffeehäuser und Theater. Gottfried Benn, Lyriker wie sie, wird später ein enger Freund. Die bürgerliche Welt von Kind und Küche widerspricht ihrem anarchischen Wesen. Im August 1899 wird ihr Sohn Paul geboren. Da ist das Paar längst getrennt. Den Namen von Pauls Vater hat sie nie preisgegeben. 1903, im Jahr ihrer Scheidung, heiratet sie den Journalisten Georg Lewin, dem sie das Pseudonym Herwarth Walden vorschlägt. Als Herausgeber gründet er mit ihr die berühmte Kunstzeitschrift «Der Sturm».

Von ihm lässt sie sich 1912 scheiden, danach wird Else Lasker-Schüler nie mehr ein regelmässiges Einkommen haben, auch keinen festen Wohnsitz mehr. Zu diesem Zeitpunkt ist sie längst, wie Benn verkündet, «die grösste deutsche Dichterin».

Unbarmherzige Fremdenpolizei

Ihre Beziehung zu Zürich beginnt 1917. Ihr Sohn Paul, den sie abgöttisch liebt, ist lungenkrank. Zudem will sie ihn vor dem Krieg, in dem schon viele ihrer Freunde getötet wurden, bewahren. Paul tritt im August 1917 ins Sanatorium Kilchberg ein. Die Mutter folgt ihm im Oktober in die Schweiz.

Damit startet eine *never-ending story*: der Kampf zwischen der schweizerischen Bürokratie mit ihrer unbarmherzigen Fremdenpolizei und einer Künstlerin, die für jede Art von Verwaltung und Ordnung kein Verständnis hat. Sie ist mündlich und schriftlich streitlustig, ja streitsüchtig und tendiert bisweilen zu zynischen Attacken. Das An- und Abmelden bei der Fremdenpolizei ist ihr ein Gräuel. Fast immer verstreichen Termine ungenutzt. Regelmässig werden Bussen verhängt, Ausreisen angeordnet, Aufenthalte in der Schweiz untersagt, Wiedereinreisen verboten.

Die Quellen, Vermerke und Protokolle, von Ute Kröger vielerorts zusammengesucht und sorgfältig ausgewertet, bieten reiches Anschauungsmaterial. Mit Zitaten belegt sie die Auseinandersetzungen und schildert sie als lesenswerten, langen Kampf.



«Sie trat unter die Menschen wie ein Gewitter»: Poetin Lasker-Schüler.

Else Lasker-Schüler ist sich ihrer prekären finanziellen Lage bewusst. Jeden Aufenthalt in Zürich nutzt sie, um sich hier wieder ein Netzwerk von Freunden und Unterstützern aufzubauen. Sie gewinnt unter vielen anderen Eduard Korrodi für sich, den einflussreichen Feuilletonchef der NZZ. Er veröffentlicht, obwohl sie Arbeitsverbot hat, immer wieder ihre Gedichte. Sie schreibt Briefe an Politiker und Unternehmer. Sie bittet, bettelt und verlangt bisweilen herrisch Geld, das man ihr in der Regel zukommen lässt. Im Dezember 1927 stirbt Paul bei ihr in Berlin.

Max Rychner, wie Korrodi ein einflussreicher Publizist, schreibt 1950 aus der Erinnerung über ihre Auftritte in Cafés wie dem «Odeon»: «Sie trat unter die Menschen wie ein Gewitter; gleich sandte sie auch gegen die einen Blitze, die andern hüllte sie in die warmen Wolken ihrer Gunst.»

In den nächsten Jahren wird in Deutschland die Lage für die Jüdin Else Lasker-Schüler immer lebensbedrohlicher. Als im Januar 1933 Hitler und die Nazis die Macht übernehmen, ist ihr klar: Sie muss weg. Sie verlässt Deutschland für immer im April 1933 in Richtung Zürich.

In Berlin hinterlässt sie – wie später in Zürich – nichts als einige Koffer mit wenigen Habseligkeiten bei Freunden.

Auch in Zürich sammeln sich in der Nationalen Front Gegner der Emigranten. Die Dichterin ist mittellos und nach offizieller Politik eine unerwünschte Jüdin. Ihr intransparentes Leben und ihre materielle Situation machen sie verdächtig. Die Beamten der städtischen Fremdenpolizei befürchten, dass sie zum Sozialfall wird.

1934 reist sie, durch das Ende der Aufenthaltserlaubnis gezwungen, erstmals nach Palästina. Seit ihrer Jugend beflügelte ein imaginäres Jerusalem als ein Sehnsuchtsort ihre Fantasie. Die Enttäuschung ist gross. Palästina ist als Ergebnis des Ersten Weltkriegs britisches Protektorat. Zwischen den Palästinensern und den jüdischen Einwanderern herrscht Misstrauen und Terror. Morde passieren täglich. Nach zwei Monaten ist sie zurück in Zürich, ohne Aufenthaltserlaubnis. 1936 bringt das Schauspielhaus Zürich ihr Stück «Arthur Aronimus» zur Uraufführung. Für das Selbstbewusstsein der Dichterin ein Triumph, finanziell ein Misserfolg: Das Publikum bleibt aus, nach der zweiten Vorstellung wird das Stück abgesetzt.

Von Migranten bewundert

Im Frühjahr 1939 gelingt der städtischen Fremdenpolizei endlich die Ausweisung ohne Rückkehrrecht bis 1941. Kaum in Jerusalem, nimmt Lasker-Schüler den Kampf um die Rückkehr auf. Sie bemüht alle Freunde und Unterstützer, bis zum Bundesrat. Sie will zurück an den Ort, von dem sie schreibt: «Überall hängt noch ein Fetzen des Paradieses.» Vergeblich. Zwei Tage vor Kriegsausbruch erreicht sie die Verfügung «Verweigerung der Einreise- und Aufenthaltsbewilligung» der eidgenössischen Fremdenpolizei.

In ärmlichen Verhältnissen lebt sie in einem unmöblierten Zimmer zur Untermiete, ohne Bett, mit einem Stuhl und einem Bunsenbrenner am Boden. Von Freunden der jüdischen Emigration aus Europa bewundert und verehrt, durchstreift sie als eine wunderliche, bunte Erscheinung in ihren letzten Lebensjahren die Gassen von Jerusalem. Sie stirbt wenige Tage nach einem Herzanfall am 22. Januar 1945 im Hadassah Hospital. Ihr Grab auf dem Ölberg wird in den sechziger Jahren beim Bau einer Schnellstrasse zerstört. In Zürich erinnert ein kleiner, nach ihr benannter Weg an sie, schwer auffindbar im Aussenquartier Oerlikon.



Ute Kröger: Viele sind sehr sehr gut zu mir. Limmat. 272 S., Fr. 35.90

Gerd Leo Kuck war von 1992 bis 1999 künstlerischer Direktor des Schauspielhauses Zürich.

Diktaturen

Schreiben als Lebensgefahr

Wenige Monate nach seiner Machtergreifung verbot Adolf Hitler bereits die ersten Bücher. Ihnen ist eine verdienstvolle Chronik gewidmet. *Von Rolf Hochhuth*

Man will sich das eigentlich nicht eingestehen: dass der Ausländer, der mit 43 Kanzler eines Volkes wurde, dem er nicht angehört hat – eine napoleonische Karriere, denn auch der wurde nicht als Franzose geboren –, bereits nach drei Monaten durchsetzen konnte, dass einige der deutschen Bücher, die zu den wirkungsvollsten des 20. Jahrhunderts gehören, öffentlich ins Feuer geschmissen wurden. So, um nur das weitaus berühmteste zu nennen, das von Erich Maria Remarque, «Im Westen nichts Neues».

Kann man sich vorstellen, dass das in einem anderen Land Europas hätte stattfinden können? Jedenfalls ist es höchste Zeit, dass Birgit Lahann die prominentesten sechzehn Autoren in Erinnerung ruft, die von den Hitler-Banditen, in erster Linie vom «Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda», Joseph Goebbels, entrechtet, ja verboten worden waren, schon zwei Jahre bevor alle jüdischen Autoren automatisch «aus dem Verkehr gezogen» wurden.

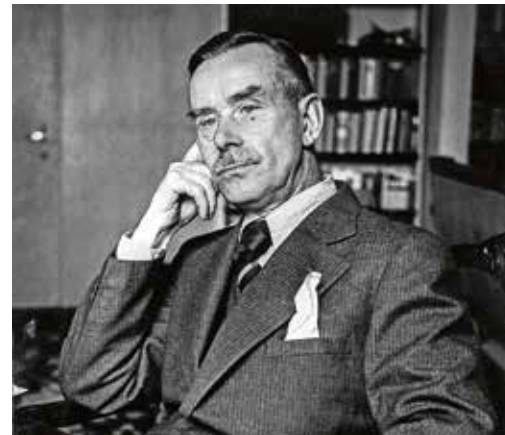
Noch trostloser als die Tatsache der Bücherverbrennung selbst ist, dass der erst einige Wochen alte Hitler-Staat diese monströse Veranstaltung riskieren konnte, ohne fürchten zu müssen, bei der grossen Mehrzahl der Deutschen Anstoss zu erregen.

Schein der Meinungsfreiheit

Noch hielten einige Autoren, trotz den Bücherverbrennungen, den Schein der Meinungsfreiheit aufrecht: Thomas Mann zum Beispiel, obwohl er instinktiv von einer Lesereise durch Belgien nach Hitlers Machtergreifung nicht mehr zurückkehrte, konnte noch bis 1936 seine Bücher im «Reich» verkaufen. Bruder Heinrich hingegen war mit «Der Untertan» einer der prominentesten der sofort geächteten Autoren.

Birgit Lahann erzählt in ihrem Buch auch die Geschichte von Otto Flake, dem Ende der 20er Jahre mit «Hortense oder Die Rückkehr nach Baden-Baden» das schönste Frauenbuch nach «Effie Briest» geglückt war: Der Elsässer durfte während des Dritten Reichs gedruckt werden, obwohl er schon zum zweiten Mal «jüdisch versippt» war, wie das im Rotwelsch der späteren Auschwitzer hiess.

Wie viel interessanter ist doch eine Literaturgeschichte in Zeiten der Verfolgung der Dichter als heute in unserer Glück-verdummt friedlichen Epoche! Wie schon angedeutet: Literatur kann gar nicht so brisant sein, hat sie nichts zu fürchten wie in Jahren ihrer Verfolgung.



Kehrte instinktiv nicht heim: Thomas Mann.

Vor allem müssen wir Heutigen uns hüten, jene Autoren abfällig zu beurteilen, die – so nannte das rückblickend Otto Flake – vor einem Tyrannen «die Geste vor Gesslers Hut gemacht» hatten. Hat Gerhart Hauptmann wirklich ein «Bekenntnis» abgelegt, nur weil er den Hitlergruss machte wie alle? Sicher nicht, wie auch Birgit Lahann schreibt. Denn diesen Gruss zu verweigern, konnte tödlich sein.

Auf jeder fünften Seite dieser spannenden, oft tragischen Chronik fällt einem auf, was man immer wieder vergisst: Im Frieden da sein – das lässt nicht den geringsten Vergleich zu mit Kriegszeiten.

Dass Birgit Lahann die sechzehn Literaten, die ihr am Herzen liegen und deren jeden sie gründlich beschreibt, aufregenden Krisenzeiten entnimmt, gibt den Porträts ein Profil, wie Autoren, die von Krieg verschont blieben – ich zum Beispiel –, es gar nicht haben können! Auf alle hier Gezeichneten trifft Brechts Klage zu: «Wirklich, ich lebe in finsternen Zeiten [...] wo/Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist,/Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschliesst!»

Der drastische Titel dieser unersetzlichen Anthologie, «Wir sind durchs Rote Meer gekommen, wir werden auch durch die braune Scheisse kommen», stammt von einem ebenfalls jüdischen Freund, von Victor Klemperer, der eines der grossen Tagebücher Verfolgter schrieb.



Birgit Lahann: Wir sind durchs Rote Meer gekommen, wir werden auch durch die braune Scheisse kommen. Dietz. 312 S., Fr. 37.90

Rolf Hochhuth, geboren 1931, gehört zu den bedeutendsten Dramatikern der deutschen Nachkriegszeit.

Weiblicher Blutrausch

Frauen wie Katharina von Medici und Elisabeth I. setzten im 16. Jahrhundert auf Mord und Totschlag. Maria Stuart war nicht das einzige Opfer.

Von Rolf Hürzeler

Der Zeitzeuge ist anonym, vielleicht hat er übertrieben. Denn seine protestantischen Glaubensbrüder waren die Leidtragenden des grossen Schlachtens von Paris: «In der ganzen Stadt häuften sich die Leichen, jeden Geschlechts und jeden Alters. Es herrschten eine derartige Verwirrung und ein solches Drunter und Drüber, dass jeder töten konnte, wen er wollte [...] Der grössten Mordwut fielen wir zum Opfer. Um den Tätern noch fettere Beute hinzuwerfen, befahl man ihnen, die Häuser zu plündern.»

So soll es in Paris zu- und hergegangen sein in der Sommernacht vom 23. zum 24. August 1572. Hinter dem Schlachten stand angeblich eine Frau: Katharina von Medici, die Mutter des damals erst 23-jährigen französischen Königs Karl IX. Dies ist zumindest die Lesart der gängigen Geschichtsschreibung.

Die deutsche Biografin Sabine Appel zeichnet in ihrer soeben erschienenen Lebensdarstellung «Katharina von Medici – Strategin der Macht und Pionierin der Neuzeit» ein packendes Bild dieser Frau. Sie bestimmte mit Elisabeth I. von England das politische Geschehen im westlichen Europa. Religionskriege prägten die damalige Machtkonstellation: Auf der einen Seite standen die katholischen Spanier und die mit ihnen verbündeten Habsburger. Auf der andern dominierten die protestantischen Engländer; zwischen diesen Blöcken stand Frankreich. Dessen Bevölkerung war gespalten in Anhänger des alten und des neuen Glaubens; den erzkatholischen Herzögen von Lothringen standen die protestantischen Hugenotten unerbittlich gegenüber.

Härter und skrupelloser

In diesem explosiven Machtgefüge agierte Maria Stuart, die Königin der Schotten, deren Schicksalsgeschichte im Kino zu sehen ist. Sie wuchs als Katholikin am französischen Hof auf – und sah sich als legitime Erbin der englischen Krone. Durch die Wirren der Glaubenskriege kam sie 1561 jedoch auf den schottischen Thron und geriet dort zwischen die Fronten von England und Frankreich. Im Gegensatz zu ihren beiden Gegenspielerinnen Elisabeth I. und Katharina von Medici konnte sich Maria Stuart nicht behaupten und endete nach Jahren der Gefangenschaft am 18. Februar 1587 mit 45 Jahren auf dem Schafott. Sie war das prominenteste Opfer der Frauenherrschaft jener Zeit.

Härter und skrupelloser als Maria war Katharina von Medici (1519–1589), eine Nachfahrin



«Dunkle, mysteriöse Rolle»: Katharina von Medici nach der Bartholomäusnacht.

der alten florentinischen Herrscherfamilie. Die Witwe des französischen Königs Heinrich II. war zehnfache Mutter und hatte faktisch die Macht inne, zumal ihre Söhne einer nach dem andern frühzeitig verstarben. Dabei hegte Katharina laut Appel keine Sentimentalitäten: «Diese ausschliesslich politisch denkende und agierende Frau stellte ihre Strategie über alles, auch über das Wohl ihrer Kinder und oft gar über ihr eigenes Wohl.» Katharina wuchs in diese politisch dominante Rolle hinein, nachdem sie als junges Mädchen zur Heirat nach Frankreich verschachert worden war.

Sie verstand es nach und nach, sich in der Fremde zu behaupten: «Sie wurde von den Zeitgenossen «schwarze Königin» und von der Nachwelt gelegentlich «schwarze Witwe» genannt», schreibt Appel. Ein männerfressendes Ungetüm also, mit dem nicht zu spassen war. Oder schöner formuliert: «Ihre Fähigkeit, Niederlagen zu tolerieren und ihre Energie-reservoirs waren enorm.»

Ebenso unerbittlich mit sich und der Welt war ihre Gegenspielerin jenseits des Ärmelkanals, Elisabeth I. (1533–1603). Eine naheliegende Erklärung für diese charakterlichen Eigenheiten der beiden Frauen sind die Trau-

mata ihrer Jugend: Elisabeth erlebte, wie ihr Vater Heinrich VIII. ihre Mutter Anna Boleyn hinrichten liess, weil sie ihm politisch zu einflussreich geworden war. Katharina von Medici stand in den italienischen Wirren ihrer Jugendzeit sogar selbst kurz vor dem Schafott, bevor sie die Frommen in einem Kloster entsorgten, um sie als Erbin aus dem Weg zu haben. Wer so aufgewachsen ist, hat die Lehren fürs Leben kapiert.

Die beiden Rivalinnen neigten indes trotz dieser Erfahrungen nicht zum politischen oder religiösen Extremismus. Sie setzten vielmehr auf Ausgleich, zumindest solange er ihren Interessen diente. Die vom päpstlichen Rom entfremdete Elisabeth I. war stets bemüht, den englischen Katholiken möglichst grosse Sicherheit und breite gesellschaftliche Akzeptanz zu verleihen. Nur wenn die Papisten rebellierten, winkte der Gang zum Galgen.

Vermählung als Finte

Ähnliche Strategien fuhr Katharina von Medici: Sie suchte jahrelang den Ausgleich zwischen den damals dominierenden katholischen Guisen von Lothringen und den Hugenotten. Die Herrscherin lavierte und ver-

mittelte so lange, bis ihr die Geschicke in der Bartholomäusnacht aus der Hand glitten. Oder etwa doch nicht? In der Darstellung von Sabine Appel bleibt diese Frage ungeklärt: «Ausschlagend für ihre dunkle, mysteriöse Rolle, die man ihr unterstellte, war aber ein über die Jahre angewachsenes Ressentiment.» Denn Katharina blieb für die Franzosen stets eine eingeheiratete Fremde, und sie schien sich aus Popularität zeit ihres Lebens nichts zu machen. Allerdings: Es war kein Zufall, dass sich in jener fatalen Nacht so viele Protestanten in Paris aufhielten. Denn kurz zuvor vermählte Katharina ihre Tochter Margarete mit dem Hugenotten Heinrich von Navarra in der Kirche von Notre-Dame. Aus der Sicht der Protestanten war diese Vermählung eine Finte, um sie als Hochzeitsbesucher nach Paris zu locken und abzuschlachten.

Was sich laut Beteiligten ereignete, liest sich noch heute wie ein Schauerroman, etwa in den Schilderungen des Schweizer Gardisten Studer von Winkelbach, der wie seine Landsleute auf der Seite der Katholiken kämpfte. Zum Auftakt kam der protestantische Anführer, Admiral Gaspard II. de Coligny, an die Reihe: «Die Schweizer Gardisten brachen mit ihren Hellebarden die Tore von Colignys Haus auf, machten zuerst seine Dienerschaft nieder und durchbohrten darauf den Admiral, den sie im Nachthemd vorfanden, um ihn danach aus dem Fenster zu werfen.» Je nach Version lebte er zu diesem Zeitpunkt nicht mehr oder eben doch. In einer Darstellung klammerte sich der Admi-

«Sie wurde von Zeitgenossen <schwarze Königin>, von der Nachwelt <schwarze Witwe> genannt».

ral noch verzweifelt an den Fenstersims, von wo er nach einem Stubser in die Tiefe stürzte. Dieser Mordanschlag auf einen protestantischen Führer war für die Katholiken ein Signal, endlich richtig zuzuschlagen, um den Hugenotten den Garaus zu machen. Laut Appel wollte die Königin ein solches Massaker nicht, denn unnötiges Blutvergiessen hasste sie wie die Regentin in England.

Einen wesentlichen Charakterunterschied zwischen den beiden Frauen hebt Appel in ihrem Buch indes hervor: Die legendär geizige Elisabeth I. zeichnete sich durch merkantiles Geschick aus. Sie förderte die frühen Ansätze eines modernen Unternehmertums und hatte

eine fast demokratische Vorstellung von Wohlstand für viele, solange sie keine Bauern waren. Dieses wirtschaftliche Denken ging der Kaufmannstochter Katharina von Medici dagegen ab. Sie war zu sehr in die gegensätzlichen politischen Interessen verstrickt, die in Frankreich mit den Hugenottenkriegen immer wieder für gewalttätige Auseinandersetzungen sorgten.



Legendär geizig: Elisabeth I.



Falscher Thron: Maria Stuart.

Die zwei Frauen sollten sich im Lauf der Geschichte einmal fast nahekommen. Denn Katharina wollte sich ihre Unabhängigkeit von Spanien-Habsburg durch die Heirat ihres jüngsten Sohnes mit der englischen Königin sichern: François-Hercule de Valois, duc d'Alençon, sollte 1581 mit 26 Jahren die 48-jährige Queen Elizabeth heiraten. Allein schon die Idee einer solchen Verbindung illustriert, wie gleichgültig Religionsfragen oder gar Herzensdinge den beiden Frauen waren. Sie dienten ihnen einzig als Camouflage, um ihre politischen Ziele zu erreichen.

Absage wegen Syphilis

Das amouröse Vorhaben scheiterte nicht etwa am Widerstand des Jünglings. Vielmehr stellte sich der englische Staatsrat dagegen, weil man einen französischen Monarchen nicht mochte. Oder die Herren hegten Bedenken, ob der Verbindung

Glück beschieden sein könne. Jedenfalls liess Königin Elisabeth in diesem Fall ausnahmsweise ihren politischen Instinkt vermissen, wie die Streitschrift des Kleinadligen John Stubbs verriet: «die Entdeckung eines gähnenden Abgrunds, der England zu verschlingen droht, wenn die französische Heirat zustande kommt[...].» Er warnte Ihre Majestät davor, sich in diesem Fall mit Syphilis anzustecken, was ihr offenbar Grund genug war, die Hochzeit abzublasen.

Auch diese Niederlage indes brachte die beiden starken Frauen nicht um. Sie zogen die politischen Fäden bis zu ihrem natürlichen Lebensende.



Sabine Appel: «Katharina von Medici – Strategin der Macht und Pionierin der Neuzeit». Klett-Cotta. 474 S., Fr. 38.90

Sprache

Allotria

Was sagt der Papst, wenn er ein Viagra geschluckt hat?

Von Max Wey

Bald sind die Narren los. Da wird es ja wohl erlaubt sein, ein bisschen Allotria zu treiben mit der deutschen Sprache. Willkommen, Ladies and Gentlemen, im Variété der Sprachartistik. Zum Aufwärmen ein paar Witze. Wie vermehren sich Mönche und Nonnen? Durch Zellteilung. Ein Kaminfeger betritt ein Restaurant. Sagt der Wirt: «Der geht aufs Haus.» «Wie geht es Ihnen?», fragt ein Anwalt einen Arzt. «Gut, kann nicht klagen. Und Ihnen?» – «Schlecht, kann nicht klagen.» Ein Mann sucht in einem Antiquitätengeschäft ein Geschenk für seine Freundin. Der Verkäufer: «Rauchtischlampe?» – «Nö, die Schlampe raucht nicht.» Was macht man mit einem Hund ohne Beine? Um die Häuser ziehn. Wir wechseln kurz ins Schweizerdeutsche. Kunde zum Händler: «Händer Hämmer?» Händler: «Hämmer hämmer.» Giovanni wird am Postschalter gefragt: «Ischriibe?» – «Nei, i scho schriibe, du schicke.»

Sie schütteln sich nicht vor Lachen? Dann noch einen Schüttelreim: Nicht selten liest die prüde Rosa in ihrem Bette rüde Prosa. Und noch etwas Gereimtes: Wir liegen hier am Mittelmeer und haben keine Mittel mehr. Zwischendurch genehmigen wir uns einen alten Kalauer. Napoleon starb bekanntlich auf Helena. Wie peinlich! Eine etwas andere Bauernregel: Kräht der Hahn auf dem Huhn, hat das mit dem Wetter nichts zu tun. Mädchen können auch kleine Maden sein, auch im Osten trägt man Westen, und auch Arme haben Beine. Autovertreter verkaufen Autos, Versicherungsvertreter Versicherungen. Und Volksvertreter?

«Zwei Knaben sassen Arsch an Arsch/Und furzten den Radetzkymarsch/Bis plötzlich einer kackte/Da kamen sie aus dem Takte.» Das war ein sogenannter Klapphornvers. Es ist mir ein Anliegen, das Niveau etwas anzuheben. Der Schweizer Schriftsteller Walter Vogt hilft uns mit seinem Kurzgedicht über die drei Lebensalter: «da da/bla bla/ga ga». Der Satz «Es eilt, Liese» ist ein Palindrom (vor- wie rückwärts lesbar). Zitronensaft ist ein Anagramm von Fronteinsatz (mit den gleichen Buchstaben gebildet).

Der deutsche Schriftsteller und Satiriker Karl Julius Weber entschied sich für folgenden Grabspruch: «Hier liegen meine Gebeine, ich wollte, es wären deine.» Seine Erben bevorzugten indes etwas Lateinisches. Jetzt ist aber Schluss mit lustig. Halt, einen hab ich noch. Was sagt der Papst, wenn er ein Viagra geschluckt hat? «Heiliges Kanonenrohr!»